



Soziale Arbeit stärken

Damit die soziale Dimension in der Suchthilfe nicht ins Abseits gerät, muss die Soziale Arbeit gestärkt werden.

Von Irene Abderhalden*



«Sucht kann nur im Zusammenspiel von Psyche, Körper und Sozialem verstanden und bearbeitet werden.»

Kaum eine chronische Krankheit weist, nebst medizinischen und psychischen Aspekten, derart viele soziale Faktoren auf wie der Missbrauch und die Abhängigkeit von Substanzen oder Verhaltensweisen: So ist die Wahrscheinlichkeit, dass Menschen in einer Suchtbehandlung ohne Erwerbsarbeit sechs Mal höher ist als in der Allgemeinbevölkerung. Und die Wahrscheinlichkeit, in einer instabilen Wohnsituation zu leben, ist 20-mal höher. Vor allem aber verschlechterte sich die soziale Situation von Personen mit einer Suchtproblematik innert zehn Jahren nachweislich. Hinzu kommt, dass Sucht die am stärksten stigmatisierte psychische Erkrankung ist. Die Stigmatisierung betrifft

nicht nur die Konsumierenden selbst, sondern auch ihre Angehörigen.

Sucht kann nur im Zusammenspiel von Psyche, Körper und Sozialem verstanden und bearbeitet werden. Diese Perspektive wird zwar von der Fachwelt allgemein geteilt, doch findet in der Praxis insbesondere die soziale Dimension oft ungenügend Berücksichtigung, wie auch die Ergebnisse einer Ende 2023 publizierten Befragung der Kantone zeigen. Gründe dafür sind vielfältig: So lässt sich eine Entwicklung hin zu einer stärkeren Anbindung der Suchthilfe an medizinische Strukturen feststellen. Dadurch riskiert die Soziale Arbeit, und mit ihr die Bearbeitung der sozialen Dimension, ins Abseits zu geraten,



unter anderem weil sie ihre Leistungen nicht über die Krankenkassen abrechnen kann. Gründe finden sich aber auch bei der Sozialen Arbeit selbst, der es oft schwer fällt, ihre Unterstützungsleistungen selbstbewusst auszuweisen. Damit bleibt ein grosses Potenzial für eine wirksame Suchthilfe ungenutzt. Um insbesondere auch Klientinnen und Klienten mit chronifizierten Suchtverläufen bestmöglich zu unterstützen, ist es zentral, die medizinisch-psychiatrisch ausgerichteten Akteurinnen und Akteure und jene aus dem psychosozialen Bereich enger zu vernetzen und effiziente Kooperationen aufzubauen. Die Vernetzung ist ein zentraler Zuständigkeitsbereich der Sozialen Arbeit wie auch die Bearbeitung sozialer Ursachen und Folgen von Suchtproblemen.

Vor diesem Hintergrund lancierte diese Woche eine Trägerschaft der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW, des Berufsverbands Soziale Arbeit Schweiz (Avenir Social), des Fachverbands Sucht und des Schweizerischen Fachverbands für gesundheitsbezogene Soziale Arbeit (Sages) Empfehlungen zur Stärkung der Sozialen Arbeit in der interprofessionellen Suchthilfe. Diese sind, mit finanzieller Unterstützung u. a. des Bundesamtes für Gesundheit und verschiedener Kantone, in

einem mehrjährigen partizipativen Prozess mit über 70 Fachpersonen aus Wissenschaft und Praxis entstanden. Sie zeigen auf, weshalb es sich für die Gesellschaft lohnt, die Bearbeitung der sozialen Dimensionen einer Sucht niederschwellig zugänglich zu machen. Sie geben Antworten darauf, welche Grundlagen und Rahmenbedingungen von Fachleuten, Institutionen und Entscheidungsträgerinnen berücksichtigt bzw. angepasst werden müssen, um das Phänomen Sucht wieder verstärkt auch als soziales Problem zu bearbeiten. So werden zum Beispiel Finanzierungssysteme gefordert, die neben der medizinischen und therapeutischen Unterstützung auch die Bearbeitung der sozialen Dimension sichern – und dies bei Bedarf auch bei langfristigen Begleitprozessen. Auch wird unter anderem empfohlen, dass die Soziale Arbeit die Verantwortung für die Koordination unterschiedlicher Hilfsprozesse übernimmt. Die Empfehlungen sind Bestandteil des Programms «Stärkung der Sozialen Arbeit in der interprofessionellen Suchthilfe und Suchtprävention».

* Irene Abderhalden ist Professorin am Institut Soziale Arbeit und Gesundheit der Fachhochschule Nordwestschweiz